

„Die Witze mit Bart leben lang“

Kabarettist Jochen Malmshheimer über Altherren-Humor und neue Talente

Der Künstler tritt mit seinem Kollegen Fritz Eckenga am Samstag in Köln auf.

KÖLNER STADT-ANZEIGER: Herr Malmshheimer, Sie haben zusammen mit Frank Goosen als Duo namens „Tresenlesen“ vorwiegend die Texte anderer vorgetragen. Heute schreiben Sie alles selber.

MALMSHHEIMER: Bei uns war das eher der Not gehorchend. Die Texte damals mussten zwei Kriterien gehorchen: Einmal mussten sie komisch sein – was nichts mit witzig oder lustig zu tun hat – und sie mussten sprachlich relevant sein. Und irgendwann ist das Feld abgegrast. Dann wurde es eng. Im Laufe der Zeit ist es mir dann aufgegangen, wie schön es ist, sich Texte auf den eigenen Leib schreiben zu können.

Sie treten zusammen mit Fritz Eckenga auf. Was verbindet Sie außer der gemeinsamen Herkunft Ruhrgebiet?

MALMSHHEIMER: Wir sprechen den gleichen Dialekt, das hilft sehr. Wir haben Mentalitäts-Ähnlichkeiten: Wir sind beide ungeduldig und haben es gerne auf dem Punkt.

Will ich nicht weiter vertiefen. Mit dem „Scheibenwischer“ kann ich nichts mehr anfangen: Dieses oberlehrerhafte Gefurze, was da an den Tag gelegt wird, ging mir schon vor Jahren auf den Sack. Mit diesen Leuten möchte ich nichts zu tun haben.

Was glauben Sie, macht den rasanten Erfolg von Leuten wie Mario Barth aus?

MALMSHHEIMER: Das kann ich nur ganz schwer erklären, aber es ist sicher so, dass Witze mit Bart lange leben. Aber auch dafür gibt es ein Publikum. Die Leute, die das lustig finden, haben ein Recht auf eine Grundversorgung. Natürlich ist die Gruppe, die das komisch findet, größer als die, die unsere Texte komisch findet.

Wie kommt es denn, dass dieser Altherren-Humor so gut ankommt?

MALMSHHEIMER: Es wachsen ja ständig Leute nach, für die das neu ist. Es wäre sehr arrogant, sich darüber zu erheben und diese Leute zur Witzlosigkeit zu verdammen, nur weil es nicht meinen Geschmack trifft. Barth wollte, glaube ich, sehr schnell sehr viel Geld verdienen,



Viel Zuspruch finden Elmar Wepper und Hannelore Elsner in Berlin.

BILD: DPA

Fest der Kirschblüte

Der weite Berlinale-Bogen von Madonna zu Dörrie

Nur wenige Wettbewerbsbeiträge konnten bislang überzeugen.

VON FRANK OLBERT

Selten kommt eine Madonna-Show ohne Turmgerät für den Table-Dance aus – kein Wunder also, dass solches Gestänge auch in ihrem Regiedebüt eine zentrale Rolle spielt. Erotische aufgeladene Rollen wie in „Fifth and Wisdom“ zugehen, in dem Eugene Hutz von der Ukraine-Punk-Truppe Gogol Bordello irgendwie sich selbst spielt und zwei seiner Mitbewohnerinnen abwechselnd in einer Apotheke, in einem Nachtclub und im Ballettsaal tätig werden. Die Verwirrung der Schauplätze ist Programm: Es geht nicht um Äußerlichkeiten, sondern um Selbstfindung zwischen Schmutz und Weisheit – das alles hat Madonna sehr ambitioniert angelegt als grotesken Filmessay über das Leben, doch leider bleibt sie in erotomanen Schalheiten stecken. Mehr Filth als Wisdom.

Wer mit ansehen musste, welches Getue um diesen bemühten Beitrag in der auch in diesem Jahr verdienstvollen Berlinale-Reihe „Panorama“ gemacht wurde, der saß umso beglückter in einem der wenigen gelungenen Wettbewerbsfilme: „Happy go lucky“ nennt der Engländer Mike Leigh seinen neuen Film, was so viel wie „unbeschwert“ heißt: Das aber ist nur vordergründig der hervorstechende Wesenszug seiner Hauptfigur Poppy, die von der wunderbaren Sally Hawkins gespielt wird. Poppy ist wie ihre Klamotten: grell, in den Einzelteilen überhaupt nicht aufeinander abgestimmt, als Ganzes aber goldrichtig – das Buch „Wege zur Realität“ stellt sie ins Regal zurück, und doch ist ihre Menschenkenntnis realitätsnäher als so manches, was wir auf der Berlinale gesehen haben. Ein tatsächlich weiser Film.

Elmsner und Wepper

Das ließ sich angesichts so viel halbwahrer Lebensgefühl-Larmoyanz auf dieser Berlinale nicht oft sagen. Wohl aber von Doris Dörries, schönem, ein wenig traurigem, ein bisschen melancholisch-witzigem Film „Kirschblüten – Hanami“: Die Schauspieler Hannelore Elsner und Elmar Wepper gehören zum Fernsehfundus der Bundesrepublik. Auf der Leinwand nun bilden sie ein al-

terndes, vom nahen Tod überschattetes Paar, bei dem die existenziellen Rollen klar verteilt scheinen: Er geht zuerst, sie bleibt. Und dann kommt es genau andersherum.

Wie Elmar Wepper aus der Rolle des braven Sachbearbeiters bei der bayerischen Müllentsorgung ausbricht und ausgerechnet in Tokio, dem Traumort seiner Frau, alle Gewohnheiten hinter sich lässt, das hat anrühende Größe. Vor allem aber hat es eine psychologische Wahrfähigkeit, an der es dem zweiten Wettbewerbsbeitrag mit deutscher Beteiligung mangelt.

Mit Unterstützung zahlreicher Fernsehsender verfilmte Luigi Falorni Senait Mehraris durchaus unstrittenen Erfahrungsbericht über ihre Zeit als „Kindersoldat“ im Eritrea der beginnenden 80er Jahre. „Feuerherz“ überträgt das Buch als eine leutselige Befreiungsgeschichte der Hauptfigur auf die Leinwand, ohne wirkliche Dramatik – diese glaubt der Regisseur durch ein paar Kinoexplosionen herstellen zu können. Doch was innen drin vorgeht: Das zu zeigen verliert Filmen wie denen von Mike Leigh und Doris Dörrie Tiefe.



Mit scharfer Klinge: Jochen Malmshheimer

BILD: AV

Person und Termin

Jochen Malmshheimer wurde 1961 in Essen geboren. Nach dem Abitur absolvierte er ein Hochschulstudium der Germanistik und Geschichte und machte anschließend eine Buchhändlerlehre.

Von 1992 bis 2000 tourte er mit Frank Goosen als Duo „Tresenlesen“ durch Deutschland, das sowohl den Salzburger Stier als auch den Prix Pantheon gewann.

Seit 2000 ist Malmshheimer als Solist unterwegs. In dieser Zeit hat er ein halbes Dutzend Programme gezeigt, fünf Hörbücher besprochen und war in zahlreichen Radiosendungen zu Gast. Er tritt in regelmäßigen Abständen in der ZDF-Kabarettssendung „Neues aus der Anstalt“ auf.

Auftritt von Malmshheimer mit Fritz Eckenga am Samstag, 16. Februar, um 20 Uhr, im Brunosaal (Köln-Klettenberg). (kol)

Ungeduldig mit sich oder anderen?

MALMSHHEIMER: Erst mit sich, dann mit anderen. Ungeduld ist ganz schwer auf eine Person zu beschränken.

Sie treten häufig in der ZDF-Sendung „Neues aus der Anstalt“ auf – würden Sie gegebenenfalls auch beim „Scheibenwischer“ auftreten, den Ihr Kollege Richard Rogler gerade verlassen hat?

MALMSHHEIMER: Nein, nein, überhaupt gar nicht. Ich empfinde das Fernsehen als Belastung. Die einzige Möglichkeit für mich ist die Zusammenarbeit mit Georg Schramm und Urban Priol, weil ich die Kollegen über alle Maßen schätze und für das Beste halte, was das politische Kabarett zur Zeit zu bieten hat. Mit den beiden hätte ich auch einen Dia-Abend gemacht oder wäre tanzen gegangen.

Ich versuche mir gerade vorzustellen, wie Sie mit Schramm tanzen.

MALMSHHEIMER: Das kann, glaube ich, sehr schön aussehen. Aber das

und das hat er ja geschafft. Für mich hat das weder etwas mit Humor noch mit Kunst zu tun, das ist einfach ein Job.

Sie moderieren häufig auch bei Veranstaltungen wie dem Comedy-Festival, auf dem sich der viel versprechende Nachwuchs präsentiert.

MALMSHHEIMER: Da, wo es um anspruchsvolle Unterhaltung geht, gibt es in meinen Ohren enorme Talente. Da muss man sich keine Sorgen machen. Jede Art von Larmoyanz ist da fehl am Platz.

Beobachten Sie innerhalb des Meisters eine Entwicklung?

MALMSHHEIMER: Dieses Schubladdendenken ist vorbei. Kabarettisten lassen endlich wieder die Blödelei und das Spielerische zu. Jürgen Becker hat einen der wesentlichsten Sätze des Jahrhunderts geprägt als er sagte: „Kabarett schön und gut, aber man muss auch mal einen Witz machen dürfen.“

Das Gespräch führte Marianne Kolarik

Es gibt nichts zu sehen

Mit „Am Hang“ präsentierte Annette Frier im Bauturm ihre erste Regiearbeit.

VON CHRISTIAN BOS

In Markus Werners kurzem Roman „Am Hang“ begegnen sich zwei Herren im Tessin, jung und zynisch der eine, älter und verbittert der andere. Gerade ob der unterschiedlichen Wesensarten entspinnt sich ein Dialog, bei dem sattsam bekannte Gegenpositionen abgehandelt werden: Natur oder Erziehung? Ehe oder unverbindliche Liebschaften? Die Segnungen des Fortschritts oder der Untergang des Abendlandes? Kurzweiliger wird das Gespräch erst, als sich nach und nach herausstellt, dass die beiden Männer noch mehr verbindet. Und dieses mehr ist natürlich eine Frau. Schlussendlich deckt sich der Konflikt zwischen dem Halodri und dem Tragiker mit dem literarischen Urbild von Don Juan und dem rächenden steinernen Gast.

Nichts anderes kann man bei der Dramatisierung von „Am Hang“ im Theater im Bauturm erleben, Johannes Wünsche hat sie besorgt, seine Frau Annette Frier inszeniert. Es ist die erste Regiearbeit der bekannten Schauspielerin. Arved Birnbaum spielt den Älteren mit mehr Verstocktheit als Wehmüt, Florian Stieher den Jüngeren mit jugendlichem Elan statt mit kühler Glätte. Das macht den Abend nicht unbedingt spannender. Aber die Inszenierung scheitert viel grundlegender. Ja, man fragt sich nach knapp zwei Stunden, was Werners Roman überhaupt auf der Bühne zu suchen hat? Das Dialogstück ist ein ideales Hörspiel, zu sehen, zu verkörpern gibt es hier nichts.

Das scheint auch Annette Frier zu glauben. Sie positioniert die Schauspieler mal um einen Café-Tisch, mal um ein Schachbrett, wo sie mit dem Schälchen von Früchten oder dem Aufstellen von Schachfiguren ihre Hände beschäftigen können, während der Dialog nebenher weiterläuft. Nur ab und an dreht sich Stieher frontal zum Publikum und fungiert als epischer Erzähler. Als wäre das hier „Unsere kleine Stadt“, 1960 im Kurtheater. Ein bestenfalls betulicher Abend.

Nächste Termine: 15., 28., 29. Februar, 1., 13.-15. März

Das Wüten der Welt

Das Gemälde einer tosenden Brandung beherrscht als Bühnenbild von Johannes Kaetzlers Inszenierung des Romans von Maarten 't Hart im Freien Werkstatt Theater. Das Bild suggeriert sofort, wie mühsam sich die Niederländer dem Meer ihren Lebensraum abgerungen haben. Karg sind denn auch zunächst die Lebensumstände der Familie Alexanders. Dessen Lebenslauf wird vom Ende des 2. Weltkriegs bis in die 70er Jahre mit Schlaglichtern skizziert. Der Wechsel zwischen dem erzählenden Alexander und szenischem Spiel der sechs Schauspieler dient als probates Mittel, die vielen Fakten, die es für das Publikum zu verarbeiten gilt, zeitlich zu straffen. Alexander – Torben Krämer überzeugt in dieser berat angelegten Rolle – soll einen Mord gesehen haben. Einen geistigen Ausweg aus der gedregenen Enge des 500-Seelen-Orts, in dem ein Pädophiler wütet, bietet dem Hochbegabten das Klavierspiel, das er sich autodidaktisch aneignet und später zum Beruf macht. Jahrzehnte später scheint dann sein Schwiegervater, ein berühmter Dirigent, der Mörder zu sein, den als Kind gesehen haben soll, als liebe ihn das erlebte Trauma nie mehr los. Insgesamt ein solide interpretiertes und, vor allem wegen des Einsatzes klassischer Musik als dramaturgisches Mittel, atmosphärisches Sozialdrama. (peb)

Mit erwartbaren Wechseln von Tempi und Dichtegraden blieb Isabel Mundrys neues Stück „Schwankende Zeit“ hinter dem von ihr eingangs anschaulich geschilderten Konzept sich überlagernder Zeit-, Klang- und Wahrnehmungsschichten zurück. Auch ihre zwei Bearbeitungen frühbarocker Stücke von Louis Couperin vermochten nicht zu überzeugen. Die im Original sich auf- und abbauenden Cembalo- oder Lauten-Arpeggien wurden mit allzu suggestiven Klangwolken unterstrichen, Wischen über Becken und Tamtam oder grollenden Trommelwirbeln. An Stelle von Peter Rundel dirigierte Diego Masson.

Nächste Termine: 16., 17., 19., 20., 23., 28., 29. Februar

Der Gesang der Jünglinge

Die musikFabrik erweist Karlheinz Stockhausen ihre Reverenz

Das Ensemble bot außerdem Werke von Zimmermann, Ferneyhough und Mundry.

VON RAINER NONNENMANN

Musiker erweisen einem Komponisten ihre Reverenz, indem sie dessen Musik zur Aufführung bringen oder sich selbst ganz zurücknehmen, schweigen und nur den Komponisten sprechen lassen. Bevor die musikFabrik am 31. August das bei Karlheinz Stockhausen in Auftrag gegebene Werk „Hoffnung“ posthum zur Aufführung bringen wird, nahm das Ensemble schon jetzt anlässlich des plötzlichen Ablebens des Meisters kurzfristig dessen „Gesang der Jünglinge“ in seine Konzertreihe im WDR auf.

Statt sich vom neuen elektronischen Medium zu bloßen Katalogen an Klangeffekten verführen zu lassen, schuf der damals 27-jährige Komponist ein an formaler Stringenz und Plastizität bis heute Maßstäbe setzendes Meisterwerk der elektronischen Musik. Bei aller se-

riellen Konstruktivität zeichnet es sich zugleich durch eine unglaubliche Fasslichkeit, spielerische Beweglichkeit und Bildhaftigkeit aus. Die vierkanalige Raumkomposition jetzt wieder am Ort ihrer Uraufführung 1956 im großen Sendesaal zu hören, war ein echtes Erlebnis.

Ganz anders als diese „Sternenmusik“ hat Bernd Alois Zimmermann, der am 20. März 90 Jahre alt geworden wäre, seine Musik bewusst in verschiedensten historischen Musikformen geerdet.

Aus alter Zeit

Seine Suite „Metamorphose“ von 1954 besteht aus brillant instrumentierten Stimmimitationen und unverkennbaren Strawinsky-Anklängen. Im ersten Satz „Vision“ entfaltet sich ein wahres Pandämonium dummer typischer Tanz- und Unterhaltungsmusik mit Jazztrompete, Schlagzeug und quälend immer wieder dieselbe Figur schollernder Hammond-Orgel. Ohne den gleichnamigen Film von Michael Wolgen-singer, zu dem die Musik entstand, blieb jedoch manches unmotiviert.

Brian Ferneyhoughs „La Chute d'Icare“ von 1988 bot erwartungsgemäß die für den Briten typische Übersteigerung von Virtuosität, die teils äußerlich mechanisch wirkt, aber auch eine eigene Qualität und Faszination zu entfalten vermag, zumal wenn die Solokadenz vom Klarinetisten Carl Rosman gespielt wird, der seit 2003 dem Ensemble angehört.

Mit erwartbaren Wechseln von Tempi und Dichtegraden blieb Isabel Mundrys neues Stück „Schwankende Zeit“ hinter dem von ihr eingangs anschaulich geschilderten Konzept sich überlagernder Zeit-, Klang- und Wahrnehmungsschichten zurück. Auch ihre zwei Bearbeitungen frühbarocker Stücke von Louis Couperin vermochten nicht zu überzeugen. Die im Original sich auf- und abbauenden Cembalo- oder Lauten-Arpeggien wurden mit allzu suggestiven Klangwolken unterstrichen, Wischen über Becken und Tamtam oder grollenden Trommelwirbeln. An Stelle von Peter Rundel dirigierte Diego Masson.